Philadelphier Magazin

für

Freunde der deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

(Fortsetzung des Readinger Magazins.)

Herausgegeben von J. C. Goßler.

Nro. X. October-Heft 1825. Alte Nummer XXII.

Die Hoffnung.

(Eine Rede.)

Keines Menschen Leben ist fortwährend so reich an Genüssen der Gegenwart, daß er nicht oft für den Mangel derselben Ersatz suchen sollte bei der Erinnerung, die ihm die schon genossenen Freuden wieder zurückruft, oder bei der Hoffnung, die ihn den Besitz künftiger Güter schon im voraus genießen läßt. Der Greis, der bereits eine lange Strecke auf der Bahn durchs Leben zurückgelegt hat, scheint daher mehr in der Erinnerung, die Jugend, welche im Anfange derselben steht, mehr in der Hoffnung zu leben. Jener geht die Wehmuth, dieser die Freude zur Seite. Beide, die Erinnerung wie die Hoffnung, sind daher für den Menschen eine reiche Quelle des süßesten Genusses, und pflegen ihn abwechselnd sehr oft und sehr lebhaft zu beschäftigen. Lassen Sie uns die letztere zum Gegenstand einer nähern Betrachtung machen.

Allgemein ist die Neigung des Menschen, Blick und Gedanken auf die Zukunft zu richten. Wie lebhaft sind die Hoffnungen des Kindes, und welch' ein großer Theil seiner gegenwärtigen Freuden liegt in dem Vorgenuß der kommenden! Wie entzückt steht der Jüngling vor dem Bilde, das ihm seine Phantasie von der Zukunft malt! Und wie rüstig schreitet der Mann zur Ausführung seiner Entwürfe, wenn die Hoffnung des Erfolgs ihn begeistert! Selbst der Greis, obschon dem letzten Ziele nahe, hört nicht zu hoffen auf, wenn auch weniger für sich, desto mehr für diejenigen, welche er als Sprößlinge seines Stammes zurücklässt.

So allgemein die Hoffnung ist, so unvertilgbar scheint sie auch, selbst bei allen Täuschungen des Lebens zu seyn. Der, dem der erste Wurf mißlingt, hofft bei dem zweiten und dritten Versuche, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Der Seemann, der kaum den Gefahren des Meeres entronnen, trägt von neuer Hoffnung belebt, kein Bedenken sich aufs neue der unsichern Welle anzuvertrauen. Wenn wir die Hoffnung selbst mit Gewalt aus unserer Seele zu verbannen suchen, pflegt sie sich dennoch heimlich und unvermerkt wieder einzustellen, dem verkannten, treuen Freunde gleich, dem wir das Haus verschlossen, und der im Augenblicke der Noth uns rettend und tröstend wieder zur Seite steht. Und wie wenig bedarf es selbst da, wo die Hoffnung schon erstorben scheint, sie ins Leben zurückzurufen, und wie ist ein Schimmer von Hoffnung schon hinreichend, den gesunkenen Muth wieder zu beleben! Treffend sagt unser Schiller von der den Menschen stets begleitenden Hoffnung:

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben:
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf;
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Bei dieser Allgemeinheit und Unvertilgbarkeit scheint die Hoffnung tief in unserer Natur gegründet, und uns als Gefährtin auf der Reise durchs Leben gegeben zu seyn. Aber da ihr großer Einfluß auf unser Gemüth nicht zu verkennen ist, so kann mit Recht die Frage aufgeworfen werden, ob wir uns diesem Einflusse ganz und unbedingt überlassen dürfen?

Die Beantwortung dieser Frage wird uns leicht werden, wenn wir vorher werden gesehen haben, auf die mannigfache, und wie höchst verschiedene, bald wohlthätige, bald verderbliche Weise, die Hoffnung im menschlichen Leben wirksam zu seyn pflegt. Lassen Sie uns dieselbe zuerst von ihrer verderblichen Seite betrachten.

Die Hoffnung wohnt in allen Gemüthern, und umfaßt nach dem jedesmaligen Grade der Geistes- und Herzensbildung dessen, der sie in sich nährt, einen bald mehr, bald minder würdigen Gegenstand. Der Weise kann nur das wahrhaft Gute und Nützliche zum Inhalt seiner Hoffnung machen; den Thoren aber, der selten wählt, was ihm wahrhaft frommt, verleitet die Hoffnung nicht selten auch zu Mitteln, die eben so unwürdig, als seine Zwecke sind. Die Hoffnung wird ihm zur Verführerin, die ihn um so weiter vom wahrer Wege zum Glücke entfernt, je vertrauensvoller er sich ihr hingiebt, und die ihn am unglück-

lichsten macht, wenn sie ihn am wenigsten täuscht. In der Sonnenwärme der Hoffnung gedeihet das Böse wie das Gute; und es giebt keinen Plan der Eitelkeit und des Ehrgeizes, und keinen Anschlag der Bosheit, der ohne die Hoffnung des Gelingens zur Reife gekommen wäre.

Wenn hier die Erfüllung der Hoffnung ein Unglück ist, so ist es in vielen andern Fällen die Nichterfüllung derselben.

Wenn wir die Reihe der gewöhnlichen Unglücksfälle im Leben in Gedanken übersehen, so werden wir finden, daß dieselben sehr oft nichts anders als vereitelte Hoffnungen und fehlgeschlagene Erwartungen sind, und mit Unrecht wird oft das Schicksal angeklagt und einem bösen, verfolgenden Dämon Schuld gegeben, was allein die Folge grundloser, zu sicherer, oder überspannter Hoffnungen ist.

Die Hoffnung schmeichelt oft unsern Wünschen, und hindert uns nicht selten den Grad der Wahrscheinlichkeit der Erfüllung derselben gehörig mit in Anschlag zu bringen. Je begehrlicher der Mensch ist, je heftiger er wünscht, desto mehr hofft er, und desto weniger berücksichtigt er den Grund seines Hoffens. Seine Wünsche werden daher leicht zu Hoffnungen, und seine Hoffnungen, weil sie ungegründet sind, zu eben so viel Täuschungen.

Auch da, wo sich unsere Hoffnung auf einen höhern Grad der Wahrscheinlichkeit ihrer Erfüllung gründet, läßt sie uns, eine gefällige Schmeichlerin, nicht selten nur das Angenehme der Zukunft sehen, indem sie uns die unangenehme Kehrseite derselben, oder die Schwierigkeiten und Hindernisse verbirgt, die uns nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge in den Weg treten können. So entstehen die zu sichern Hoffnungen und Erwartungen, denen ohne ein besonderes Glücksspiel jeder Erfolg widerspricht. So erscheint uns ein junges Saatfeld wie ein großer, über die Erde ausgebreiteter, grüner und dichter Teppich; aber kommen wir näher, so ist Alles weiter auseinander gerückt, und nackte Erde zeigt sich zwischen den spärlich zerstreuten Halmen.

Dazu kommt, daß die Hoffnung, mag sie gegründet oder ungegründet seyn, den Menschen nicht selten geneigt macht, über der Zukunft die Gegenwart zu vergessen. Wie mancher verkennt in seiner Lage und in seinen Verhältnissen das Gute, das er besitzt, wenn er es mit dem vergleichend zusammen stellt, was er hofft. Wie Mancher vernachläßigt die Mittel zur Erhaltung seines Wohlstandes, zur Sicherung seiner Ruhe und seines Glücks, indem er von dem erträumten Gipfel seiner Hoffnung verachtend auf die ihn umgebende Wirklichkeit herabsieht. Wie mancher giebt mit großem Nachtheil das Gewisse hin für das Ungewisse, und wirft weg, was er in den Händen hält, um nach einem Schattenbilde zu greifen. Wie manche Zerrüttung des zeitlichen Ver-

XUM

mögens, wie mancher Untergang des bürgerlichen Wohlstandes mag auf diese Art herbeigeführt seyn! —

Die Hoffnung endlich im unzertrennlichen und engsten Bunde mit der Phantasie, führt den Menschen nicht selten in das Reich der Möglichkeiten, und läßt ihn die Zukunft wie in einem Zauberlichte sehen, indem sie ihr Gestalten und Farben leiht, die der Wirklichkeit fremd sind. So entstehen die überspannten Hoffnungen, die vor dem innern Blick des glücklichen Träumers leicht wie Feenpaläste aus der Erde emporsteigen, oder ihn wie schimmernde Luftgebilde umgaukeln, um nachher in Nichts zu zerrinnen. Diese erhitzte und zügellose Phantasie ist es, die begünstigt und genährt von der Hoffnung, den Menschen leicht dem Gebiete der Wirklichkeit entrückt, und jene, zu allen Zeiten so häufigen Schwärmer erzeugt hat, die besonders in der Religion und der Politik, das Eingebildete mit dem Wirklichen vermischend und den Schein mit dem Wesen verwechselnd, an Möglichkeiten glaubten, die nie eintrafen, und Systeme bauten, die nirgends paßten. Wird diese überspannte, schwärmerische Hoffnung noch höher gesteigert, so überredet sich der Unglückliche endlich, das schon zu *besitzen*, was er hofft, oder zu *seyn*, was er zu seyn *wünscht*. Fühlt er aber das Abstechende zwischen der Wirklichkeit und *der* Welt, wie sie ihm seine Phantasie malt, so muß ihn zuletzt ein Leben anekeln, in dem er nicht findet, was er sucht, und in dem er sich so schmerzhaft betrogen fühlt. Im ersten Falle ist die Schwärmerei zum Wahnsinn geworden; im zweiten kann sie eben so leicht zum Trübsinne oder zum Selbstmorde führen.

Wenn wir vor dem Gemählde dieser Verirrungen stehen, so möchte es fast besser und rathsamer scheinen, der Hoffnung, als der Urheberin derselben, gänzlich unser Herz zu verschließen. Da sie aber doch offenbar, eine mit unserer Natur engverbundene Anlage ist, so würde es eben so sehr übereilt seyn, sie sofort zu verdammen, ohne den Antheil ihrer Schuld näher ausgemittelt und bestimmt zu haben.

Wir haben schon aus dem Vorigen gesehen, daß die Hoffnung die Phantasie zu ihrer Bundesgenossin macht, von der sie Leben und Nahrung empfängt. Die Phantasie aber, die als solche keine Schranken kennt und leicht die Gränzen der Möglichkeit übertritt, um sich im Gebiet des Wunderbaren zu ergetzen, ist eine verlockende Führerin, der sich die Hoffnung leicht und gern anschließt, weil sie gleich ihr aller Regeln und aller Gesetze ermangelt. Sollen wir daher, indem wir uns der Hoffnung überlassen, die Verirrungen vermeiden, wozu die regellose Phantasie verleitet, so muß zugleich noch eine andere Kraft unserer Seele in uns wirksam seyn, die ihrer Gewalt entgegenarbeitet, die Regellose lenkt, ihren Flug hemmt, die Vorstellungen, die sie uns zuführt,

begründet, und ihre Bilder regelt und ordnet. Dieß ist die Vernunft als Princip unsers Denkens und Handelns. Wo sie wirkt, da kann uns die Hoffnung nicht mehr in Schlummer wiegen, da können die leeren und grundleeren Träume der Phantasie keinen Eingang und keinen Glauben mehr finden. Ohne die Vernunft aber gleicht sie dem Wagen des Phaeton, den die geflügelten Rosse, die rechte Bahn verlassend, hinauf zur schwindelnden Höhe reißen, daß er zerschmettert in die Tiefe herabstürzt. Wo aber beide, die belebende Phantasie und die zügelnde Vernunft, mit der Hoffnung im Bunde stehen, da kann ihr Einfluß nicht allein unschädlich, sondern auch im hohen Grade wohlthätig auf unsere Stimmung sowohl, als auf unser Handeln seyn. Lassen Sie uns die Hoffnung daher auch von ihrer wohlthätigen Seite betrachten.

Die Hoffnung wirkt zuerst auf die Stimmung unsers Gemüths.

Indem sie unsern Blick auf die Zukunft richtet, und uns diese als künftige Gegenwart unter freundlichen Bildern vor die Seele führt, gewährt sie uns einen Genuß, der oft mehr als der Genuß der Gegenwart das Gemüth zu erheitern im Stande ist, und giebt uns für unsere stillen einsamen Stunden der Muße eine unschuldige Beschäftigung, die weit entfernt, uns zu ermüden, uns vielmehr am besten die verlornen Kräfte zu neuer Arbeit wieder sammeln läßt. Sie führt uns leicht über das gegenwärtige Unangenehme hinweg, das uns im Laufe unserer Geschäfte oft störend entgegentritt, und läßt uns die Widerwärtigkeiten des Lebens, wo nicht ganz vergessen, doch leichter und ruhiger ertragen, indem sie uns auf das baldige Ende derselben und auf kommende, bessere Tage hinweist. Von der Hoffnung gestärkt, der düstere Himmel werde sich wieder verklären, schreitet der Wanderer getrosten Muthes durch Sturm und Wetter dem Ziele der Reise zu. Freudig gedenken wir in den traurigen Tagen des Winters des wiedererwachenden und belebenden Frühlings, und erfreuen uns im voraus schon seines milden, erquickenden Hauches, und seiner Leben athmenden Wärme, wenn draußen die Erde vom Froste starrt, und der Sturm um unsere Wohnungen braust. So nährt sich die Hoffnung von der Zukunft, und wie diese sich wechselnd erneuet, erneuet sich mit ihr die Hoffnung. Wir werden alt, aber die Hoffnung bleibt ewig jung, und begleitet uns durch alle Stufen des Alters hindurch, eine treue, jugendlich muntere Gefährtin, die uns scherzend und plaudernd die langen, trüben Stunden auf der Reise durchs Leben verkürzt, und uns durch Erzählung schöner Träume und heiterer Mährchen das Unebene und Rauhe des Weges vergessen macht.

Schöner noch ist der Genuß, den uns die Hoffnung gewährt, höher

noch die Stimmung, die sie in uns hervorruft, wenn sie uns die Zukunft in idealischen Bildern zeigt. Die Ideale haben ihren Grund in dem, allen Menschen angebornen Streben nach Vollkommenheit, das sich schon in den niedern Sphären des Lebens durch das ihm verwandte Streben nach Regel, Plan und Ordnung deutlich in uns ankündigt. Die Vernunft, die dort thätig ist, ist es auch hier. Sie bildet die Ideale, die Phantasie belebt, die Hoffnung nährt sie. Gewinnt die Phantasie dabei das Uebergewicht über die Thätigkeit der Vernunft, so können ihre Schöpfungen nicht anders als zu Mißgeburten und leeren Hirngespinsten ausarten. Nur bei gleichem Antheil der Vernunft ist das Entstehen der Ideale möglich, wiewohl die Beschäftigung mit diesen ebenfalls eine Art von Schwärmerei werden kann, die wir zum Unterschied von der früher beschriebenen, die allein das Werk der Phantasie ist, eine fromme oder edle Schwärmerei zu nennen pflegen. Der Uebergang von dieser zu jener ist eine schmale, leicht zu überspringende Grenze, und nur ein geordneter und gereifter Verstand kann das Gemüth vor Verirrungen dieser Art sichern.

Nun sind zwar auch die reinsten und erhabensten Ideale, nur — Ideale, und es würde thöricht seyn, zu hoffen, daß sie in diesem unvollkommenen und mit tausend Mängeln kämpfenden Leben in ihrem ganzen Umfange verwirklicht würden. Aber theils ist dieß kurze Daseyn ja nur erst der kleine Anfang eines längern und höhern Lebens, wo das reift, was hier nur im Keimen war, wo das Schöne und Gute aufgebaut wird, wozu hier nur eine Idee gegeben, und der Grundriß gezeichnet worden. Theils ist, wenn auch die Erreichung des Ideals hier unmöglich wird, dennoch eine gewisse Annäherung gedenkbar, und die Hoffnung dieser Annäherung, dieses Weiterschreitens ist von jeher von den Edelsten und Besten unter den Menschen anerkannt und empfunden worden, und hat allen ihren Beschäftigungen und Bestrebungen zum Grunde gelegen. Daher das Hoffen auf eine bessere und schönere Zukunft, das wir in der Geschichte bei so vielen einzelnen Menschen, wie bei ganzen Völkern wahrnehmen, und eben daher der Glaube an eine schon früher dagewesene glücklichere Zeit, die noch in ihren Sagen und Dichtungen lebt. Beides beurkundet das den Menschen von jeher inwohnende Streben nach dem, was ihnen bald heller, bald klarer als Ideal vorleuchtet, so wie das von ihnen zu allen Zeiten gefühlte Bedürfniß, in der Beschäftigung mit demselben Ruhe, Genuß und Trost zu suchen.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel

Sieht man sie rennen und jagen
Die Welt wird alt und wird wieder jung;
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

Ideale sind daher nicht leere Träume oder Ausgeburten müßiger Stunden. Sie sind tief in unserer Natur gegründet, deuten auf unsere höhere Abkunft hin, und sind der Abglanz einer schönern Zukunft, die uns von drüben entgegenleuchtet.

Der Glaube an etwas Besseres, als das, was die kurze Wirklichkeit darbietet, ist das Erwachen des Menschen im Menschen, die Befreiung aus den Banden des Sinnlichen, der Uebertritt in das Gebiet eines freieren Lebens und Wirkens. Der Glaube an Ideale veredelt unsere Gefühle, vergeistigt und verschönert unsere Genüsse, giebt unserm Leben Zweck und Bedeutung, unserm Streben eine edlere Richtung, und unserm Gemüth diejenige Stimmung, die wir eine idealische nennen, und die, weit entfernt, uns der Wirklichkeit zu entfremden, uns vielmehr noch fähiger macht, dieselbe auf tausendfache Weise zu verschönern und auszuschmücken.

Noch wohlthätiger ist der Einfluß der Hoffnung auf die Stimmung unsers Gemüths, wenn sie uns das Ideal einer höhern und übersinnlichen Welt voll Ordnung und Harmonie vor die Seele führt, und uns einen Vorgenuß dessen giebt, was uns einst nach diesem Leben beglücken wird. Diese Hoffnung ist es, welcher der denkende und fühlende und besonders der religiöse Mensch seine reinsten und geistigsten Freuden, und die schönsten Erhebungen seines Gemüthes verdankt. Sie ist es, die ihn mit der traurigen und drückenden Gegenwart wieder aussöhnt und dem verkannten und gemißhandelten Verdienst, die Krone, die ihm hier entzogen, in einer bessern Welt verheißt. Sie ist es, die wie ein heller Sonnenblick in das Dunkel seiner Tage leuchtet und die Wolken des Unmuths und des Trübsinns von der Stirne scheucht. Sie ist es, die dem stillen Dulder dahin weist, wo ein Engel seine Thränen zählt. Sie endlich ist es, die den lebensmüden Greis auf dem letzten Ende seines beschwerlichen Weges und den Scheidenden aus dem Leben mit Muth und Freudigkeit erfüllt, und ihn freundlich durch das Dunkel des Todes leitet, bis ihm die Morgenröthe des neuen Tages entgegenstrahlt. —

Aber nicht im Unglücke allein, selbst mitten im Glücke zeigt sich uns die Hoffnung von ihrer wohlthätigen Seite, indem sie durch Entfernung der Furcht und der aufsteigenden Zweifel an der Dauer des Glücks, dasselbe erst *genußfähig* macht. Zwar giebt es auch eine sehr heilsame Furcht, dem Weisen eine leise Warnerin, die Mittel zur Sicherung seines Glückes nicht zu verschmähen. Aber diese Furcht vor dem Wechsel

des Glückes kann sich schwacher oder vielmehr getäuschter Gemüther leicht so sehr bemeistern, daß sie, besonders wenn sie herrschend wird, jeden Genuß der glücklichen Gegenwart verkümmert und verbittert. Wer kann sich wahrhaft freuen, wo er zugleich fürchten muß? Wer kann Freude aus dem Becher trinken, den er mit zitternden Händen hält? Unsere liebsten und innigsten Verbindungen, die wir unser Glück nennen, werden uns erst dann zur Quelle ungetrübter Freuden, wenn die Hoffnung ihrer Dauer sie begleitet. Was ist das Glück der Liebe und der Freundschaft, ohne den Glauben an ihren Bestand? Was ist die Seeligkeit des Bewußtseyns edler Thaten, was ist das Leben selbst, und der ganze Reichthum seiner Aussaat, ohne die Hoffnung einer künftigen Fortdauer.

Wir haben gesehen, wie wohlthätig die Hoffnung auf unsere Stimmung wirkt. Es bleibt uns nun noch übrig, uns zu überzeugen, daß ihr Einfluß auf unser Handeln nicht minder wirksam und wohlthätig seyn wird.

Indem die Hoffnung unsern Blick auf die Zukunft richtet, weckt sie uns zugleich zur Thätigkeit durch Vorstellung des Gelingens, durch den vorgehaltenen Lohn unserer Arbeit. Ohne die Hoffnung des Gelingens, die uns während der Arbeit belebt und stärkt, würde wenig begonnen und noch weniger vollendet werden. Der Mensch würde in Unthätig- und Stumpfheit versinken, und sein ganzes Leben würde ein dumpfes Hinbrüten seyn, oder der erzwungenen Arbeit des Lastthieres gleichen, das sich keines Zweckes bewußt ist, und sich keines Gelingens erfreut. Niemand unternimmt eine Reise ohne Zweck und Ziel, aber auch Niemand ohne die Hoffnung, das Ziel zu erreichen. Die Hoffnung allein setzt unsere Thätigkeit in Bewegung, läßt uns die Mittel zur Erreichung unseres Zweckes finden, und giebt uns Muth, Kraft und Ausdauer in Besiegung der Schwierigkeiten, die sich uns in den Weg stellen. Die Hoffnung lockt den Knaben, beflügelt die Schritte des Jünglings und stählt den Arm des Mannes. Daher ist uns die Hoffnung in allen Geschäften unsers Lebens und Berufes nicht allein höchst wohlthätig, sondern nothwendig und unentbehrlich. Würde der Landmann säen, der Gärtner pflanzen, wenn er nicht zu erndten hoffte? Würde der Kaufmann seine Thätigkeit und sein Vermögen zu Unternehmungen verwenden, die ihn keinen Erfolg hoffen ließen? Was soll dem theilnehmenden Arzt am Krankenbette, bei dem täglichen Anblick so mannigfacher Leiden, besonders da, wo er selber, um zu heilen oder zu retten den Schmerz noch vermehren muß, was soll da ihm die nöthige Ruhe und Fassung geben, wenn es nicht die Hoffnung ist, auf die Wirksamkeit seiner Kunst, und der Glaube an den Segen seines Berufes? Was soll des Kriegers Arm

im Angesicht des Feindes stärken, wenn es nicht die Hoffnung des Sieges ist? Was soll in seinem mühevollen Berufe den Erzieher und Lehrer der Jugend mit Muth und Geduld rüsten, wenn Trägheit, Leichtsinn, Flatterhaftigkeit, von Seiten des Zöglings so oft seine Bemühungen fruchtlos machen, oder fremdartiger Einfluß so oft wieder niederreißt, was er aufbauete? Was kann ihn, den so oft in seinen Erwartungen Betrogenen noch ferner bewegen, die so oft verwischten Eindrücke von neuem aufzufrischen, das so oft Vergessene von neuem zu wiederholen, das so oft Mißlungene von neuem zu beginnen, wenn es nicht die nie zu vertilgende Hoffnung des endlichen Gelingens ist?

Noch wirksamer und kräftiger äußert sich die Hoffnung bei solchen Unternehmungen, bei denen dem Handelnden ein schönes und mit Klarheit aufgefaßtes Ideal vorschwebt. Die Idee des in seiner Art Vollendeten und Vollkommenen dient ihm als Maaßstab, seinen sittlichen Werth zu messen, als Richtschnur und Regel, wornach er handelt, und als Muster, dem er nachstrebt! Das Ideal lehrt ihn über das Alltägliche, das ihm in seinem Zustande und seinem Wirken nicht mehr genügt, sich muthig erheben, das Gemeine und Unedele, das er vorfindet, verachten, aus dem Wege räumen was hinderlich, bessern was schlecht ist, fördern was stockt, und vollenden was begonnen. Das Ideal facht in ihm das edle Feuer der Begeisterung an, steigert seine Kräfte zu einer Höhe, wo ihm keine Mühe, kein Opfer zu groß ist, wo ihm das Schwerste leicht, und das unmöglich Scheinende möglich wird. Was je Großes und Herrliches geschehen, das lag vorher als Ideal in eines Menschen Brust, und niemals hat Jemand groß gehandelt, der nicht vorher groß gedacht hatte. Die Erfinder und Pfleger der Kunst und Wissenschaft, die Gründer wohlthätiger Anstalten hatten ein Ideal vor Augen. Und alles Schöne und Große, das wir in der Geschichte bewundern, die Schöpfungen eines Solon, eines Lykurgus, die Leistungen eines Columbus und eines Waschington, die Heldenthaten eines Gustav Adolph, und eines Winkelried giengen aus Idealen hervor. Alles dies Schöne und Große aber, das aus Idealen hervorgieng, würde es ohne die Kraft, welche die Hoffnung leiht, je vollbracht, ohne die Begeisterung, welche die Hoffnung weckt, je unternommen worden seyn?

Endlich zeigt sich die Hoffnung auch da, von einer nicht minder wohlthätigen Seite, wo es in schwierigen und bedenklichen Lagen des Lebens auf ein schnelles und kräftiges Handeln ankommt. Sie bewahrt uns vor Muthlosigkeit und Verzagtheit, erhält uns wach und besonnen im Augenblicke der Gefahr, die uns zu betäuben droht, läßt uns die Mittel nicht verkennen, die uns zur Abwendung des drohenden Un-

glücks noch zu Gebote stehen, und rüstet uns mit Muth und Kraft, das schon vorhandene zu bekämpfen. Wir haben nicht Alles verloren, so lange uns die Hoffnung bleibt. Sie muntert uns auf zum Widerstand gegen das feindliche Geschick, und wo noch Widerstand ist, da ist auch die Möglichkeit des Sieges. Es ist daher eine wohlthätige Einrichtung unserer Natur, daß uns die Hoffnung selten verläßt, und unerschöpflich an Mitteln und Auswegen zu unserer Rettung und Sicherung ist. Helfend oder tröstend steht sie uns überall zur Seite. Sie heißt den Schiffbrüchigen die morschen Trümmer umklammern, dem schon Sinkenden das schwache Reis am Ufer erfassen. Eine treue Freundin harrt sie liebend bei uns aus, und stirbt, wie die Luft zum Leben, nicht eher als mit unserm Leben ab.

Dieß ist der wohlthätige Einfluß der Hoffnung auf die Stimmung unseres Gemüths und auf unsere Thatigkeit. Ihre gefährliche Seite ist zwar nicht zu verkennen. Da sie aber nur dann verderblich wirkt, wenn wir uns ihrer Leitung blind und ohne den Gebrauch der Vernunft überlassen, so verdient sie mit Recht die Huldigung, die ihr zu allen Zeiten unzählige Menschen, besonders die Dichter, gebracht haben. Ihr wohlthätiger Einfluß wurde von den Gebildetsten unter den Völkern, den Griechen, eben so richtig gewürdigt, als treffend versinnlicht. Als aus dem trügerischen Geschenk der Pandora sich alles Unheil über die Welt und die Menschen verbreitet hatte, so war, erzählt die Fabel, auf Jupiters Rathschluß am Boden des Gefäßes, allein die Hoffnung zurückgeblieben, um den bedrängten Kindern der Erde Trost und Erlaß zu gewähren. Nicht minder bedeutungsvoll war die Art, wie die Alten die Hoffnung abzubilden pflegten. Man stellte sie unter dem jugendlichen Bilde einer Göttin dar, die sich auf einen Anker oder gegen einen Felsen stützt, um damit anzuzeigen, daß sich unser Hoffen stets auf etwas Sicheres gründen müsse. Eben so scheinen die Blumen im Haar auf die Freuden, die sie uns beut, so wie die Lilie in ihrer Rechten auf die Reinheit und Unschuld hinzudeuten, die als nothwendige Eigenschaften einer erlaubten Hoffnung nie von derselben getrennt seyn dürfen.

So sei sie auch uns willkommen in dieser freundlichen, Liebe gewinnenden Gestalt, willkommen in Begleitung ihrer heitern Gespielin, der Phantasie, und der ernstern Schwester, der Vernunft, willkommen als eine Tochter des Himmels, uns von droben herab als Gefährtin und Freundin gegeben, willkommen als Gespielin in den Stunden der Muße, willkommen als stille, weise Mahnerin, die unser Herz mit edler Wärme erfüllt, uns zur Arbeit weckt und zur Thatkraft spornt, willkommen im süßen Genuß der Gegenwart, als Bürge unsers Glücks;

willkommen als Trösterin in den Tagen der Trauer und als Retterin in Gefahr, willkommen im Abglanz des Himmels, eine Botin der höhern Welt, die uns am Ziele unserer Bahn, wo alles Irdische vergeht, aus lichter Ferne freundlich winkt, und uns mit den Worten unsers Dichters zuruft:

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

G. Prömmel.

Schreiben des französischen Vice-Consuls Herrn Guys an den Präsidenten der geographischen Gesellschaft zu Paris, aus Latakia.

Ich komme eben von Beirut an, welches jetzt die erste Handelsstadt in Syrien ist. Obgleich ich einen betretnen Weg eingeschlagen, dünkt mir doch, daß die Beschreibung meiner Reise einiges Interesse haben möchte und bitte ich, falls Sie gleicher Meinung sind, solche ihrer nützlichen Gesellschaft vorzulegen.

Am 8. um 4 Nachmittags von Tripolis abgegangen, trafen wir um 5 Uhr zu Calmon, dem ehemaligen Lusis, ein, wo wir aber auch nicht eine Spur von Alterthum fanden. Nicht weit von dort, zeigte man mir die Grotte, welche von St. Marina bewohnt gewesen. Belmont, ein großes Kloster am Anhange des Berges Libanon, lag uns zur linken, und Nourie, ein andres, ein wenig rechts auf einem Vorsprunge am Ufer der See. Wir setzten unsere Reise durch eine Ebene fort und erreichten um 7 Uhr Cap Rouge, wo die Schiffe Schutz suchen, wenn der Wind heftig aus S. W. weht. Hier giebts zwei Boutiken, um Matrosen und Reisende mit Lebensmitteln zu versorgen, doch bieten sie nichts dar als schlechtes Brod und elenden Wein, zuweilen auch, bei stillem Wetter, etwas Fische. Wir gelangten bald zum Berg Messelhea, der einen so kleiigen Grund hat und über welchen ein so schmaler Weg führt, daß er nicht zu passiren ist, wenn es geregnet hat. Beim Heruntersteigen an der andern Seite, kamen wir durch eine dick waldigte Ebene; auf einer benachbarten Anhöhe sahen wir die Ruinen eines von den Kreuzfahrern erbaueten Forts. Aus dieser Ebene kamen wir in das Thal Batron (dem ehemaligen Botrydo) an

dessen Ausgange sich die kleine Stadt dieses Namens, bewohnt von Maroniten, befindet; ihr kleiner Hafen liegt in Ruinen, und die Ueberbleibsel einer Mauer von außerordentlicher Dicke beweisen, daß solcher von den Alten erbauet worden. Wir verließen Batron sehr früh um 9 und nahmen unsern Weg längs des See-Ufers, mehrere Städte auf sich erhebendem Grunde rechts lassend. Unterkommen fanden wir auf dem Wege nicht anders als in einigen wenigen Boutiken, wie ich deren schon erwähnt habe. Um 12 Uhr zogen wir in Gibeil (dem alten Byblos) ein, dessen Hafen ebenfalls, so wie fast die von allen Städten an der Syrischen Küste, in Ruinen liegt; das alte Castel steht noch, und dient jetzt dem Muelessem oder Gouverneur zur Wohnung. In der Kirche und in der Moschee befinden sich Granitsäulen mit sichtlichen Merkmalen, daß sie zu den Tempeln des Alterthums gehöret, von welchen ich, als ich die Stadt verlassen, mehrere auf der Straße nach Beirut wahrnahm. Da unser Weg sich längs der See zog, und ein ziemlich scharfer Wind wehete, konnten wir das Reisen wohl aushalten, obgleich es mitten in den Hundstagen war. Um 3 Uhr erreichten wir den großen Strom Adonis, jetzt Nahr Ibrahim genannt. Ueber denselben führt eine von den Arabern in einem Bogen gebauete Brücke, die aber sehr enge und dabei ermüdend hoch ist. Hier setzten uns die Araber zum erstenmal ein wenig von dem sogenannten Goldwein vor. Nach einer dreistündigen Reise über einen ganz abscheulichen Weg, kamen wir im Golf Giuni an. Auf allen Gipfeln der Berge, welche in diesem Theile des Landes sehr hoch sind, erheben sich Kirchen, und an den Abhängen der Hügel, zwischen großen von Maroniten bewohnten Dörfern, sieht man mehrere Klöster. Das Geläute der Glocken, welches mir von allen Seiten entgegen tönte, versetzte mich in der Einbildung in das Land der Christenheit. Dieser Theil des Libanons ist bekannt unter dem Namen Castravan, und ist der reichste jener Gegend, indem er mit Maulbeerbäumen bewachsen ist, welche hier ganz besonders gedeihen. Hier wächst auch der von mir bereits erwähnte Wein, um dessentwillen die Muselmänner oft ihres Propheten Gesetz übertreten. Da der Weg von Giuni nach Nahr-el-Kelb sehr schön ist, so beschloß ich, die Nacht an dem Ufer des letztern Flusses zuzubringen. Der Reisende genießt in dem ganzen Lande, das der Macht des Emirs Bechir unterworfen ist, dessen Regierung sich über das gesammte Gebiet des Libanons erstreckt, der vollkommensten Sicherheit. Es war finster, als wir bei dem Flusse ankamen. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch bestieg ich mein Pferd, und nachdem ich über die Brücke von drei Bogen, ein Werk der Römer, geritten, befand ich mich Angesichts eines hohen Berges, den Geographen unter dem Namen Chenix bekannt. Einige wenige Schrit-

te weiter in dieser Richtung sah ich eine Inschrift, die aber fast verwischt war, die ich indessen für phönizischen Ursprungs halte, angebracht, die Eröffnung des Durchganges zu verewigen, der zur Erleichterung des Verkehrs mit dem Lande gemacht worden. Nahr-el-Kelb ist der Lycus der Alten und ein sehr reißender Strom. Nachdem ich eine Skizze von den Werken dieses Platzes genommen, welche wie die Inschrift besagt, vom Kaiser Marcus Aurelius ausgebessert worden, kamen wir an den Golf von Beirut, und nachdem wir dann noch 5 Stunden in einem Wald von Maulbeerbäumen gereiset, erreichten wir um $5^1/_2$ Uhr die Stadt. Es ist dieses das alte Berita, die Stadt Neptuns, wie alle hier gefundenen Denkmünzen es ausweisen. Ich umarmte meinen Bruder, den französischen Vice-Consul, und setzte dann meine Nachforschungen nach Alterthümern fort. Ich fand aber, wie bis dahin auf meiner ganzen Reise, nichts als hin und wieder Saulen, und diese größtentheils umgestürzt. Der Hafen von Beirut liegt in Trümmern. Zur Sommerzeit gehen die Schiffe gerade vor der Stadt, im Winter im Flusse Nahr-el-Salib, wo sie gegen den herrschenden Wind geschützt sind, vor Anker. Die Caravanserais waren voller Caravanen, deren mehrere hier aus Persien ankommen. Zu Beirut wird ein großer Handel in Seide getrieben, die man in großen Partheien nach Marseille, Livorno und Algier verschickt. Man kann diese Stadt den Markt von ganz Syrien nennen. Ich zählte eilf schwerträchtige Schiffe im Hafen, und oft sind deren noch einmal so viele da. Die Europäer haben hier verschiedene Etablissements angelegt und die Ostindische Comp. wird durch einen Consul repräsentirt. Beirut ist erst seit 1783 in der Türken Gewalt, zu welcher Zeit sich die Druſen durch den Pascha Dgezzar daraus vertreiben ließen; doch haben sie noch die benachbarten Gärten inne und erkennen keine andere Oberherrschaft an als die des Emirs Bechir. Ich verließ diese Stadt am 20 July: am 23. mit Tagesanbruch bekamen wir den Berg Cassius zu Gesicht, und wenige Stunden später befand ich mich in meinem Hotel zu Latakia, jeden Augenblick drohend, über mich zusammenstürzen zu wollen. Vor sechs Monaten hat man hier den Stoß eines Erdbebens erfahren, und eben auch jetzt, wo ich an Sie schreibe, bebt wieder die Erde in Persien.

Der Vaterfluch.

Einer der schönsten Apriltage, der je vom Himmel sich auf die Erde herabgesenkt, hatte sich über Neapels Gefilde gelagert, — dem Italiener ist der April, was uns der Mai — als eine fröhliche

Schaar junger Gesellen, in denen der Verstand das Herz, das Herz den Verstand noch nicht verdorben, sich nach Portici aufmachten, um von da aus zuerst in Herkulanums nächtliche Tiefen, dann auf des Vesuvs aschbesäte Hügel zu steigen.

Leicht gegürtet verließen die Jünglinge vor Tagesanbruch ihre Wohnung. Sie waren bei ihrer Ankunft zu Neapel im Hause Magatti abgestiegen. Ein trefflicher Gasthof bei der Villa Reale, der See so nahe gelegen, daß man des Nachts vom Anschlagen der Wellen in süßen Schlummer gewiegt wird, um früh Morgens zu dem herrlichsten Anblick zu erwachen, der einem sterblichen Auge je bereitet ward. Rechts begrenzt die See den Pausilip; links zieht sich die Straße über die Magdalenenbrücke nach Portici, Pompeji und Pästum; indessen in bläulicher Ferne, dem Gasthofe gegenüber, die Insel Capri dem Meer so ätherisch, als wäre sie ein Geistergebilde, entsteigt.

Ein gutes Frühstück hatte die vorhabende Reise eingeleitet, und ein Paar Flaschen Lagrime Christi, die als Verschmack einer größern Anzahl dienten, die man bei dem Eremiten auf dem Vesuv zu leeren gedachte, die Gesellschaft in so fröhliche Laune versetzt, daß ein Scherz den andern jagte.

In der Mitte der muntern Schaar gieng ein ältlicher Mann in grauem Ueberrock, dessen stiller Ernst und schwermüthiges Aeußere mächtig gegen das Getöse der jungen Leute abstach. Den Blick zur Erde gesenkt, schien er von allem, was um ihn vorgieng, nichts zu vernehmen. Seine Art zu seyn, störte indessen Niemand, und er war allen Jünglingen gleich werth. Man nannte ihn den Herrn Müller, doch hieß es, dies sei nur ein angenommener Name. Die Jünglinge hatten ihn bei ihrer Ankunft zu Neapel vorgefunden, und da er ein Deutscher war, seine Bekanntschaft gesucht. Niemand kannte Herrn Müller. Ein tiefer Gram belastete sein Gemüth, und schien auf ewig von seinem Innern Besitz genommen zu haben. Ihm war alles recht. Er fragte nie wohin? Jeder Ort, so wie jede Tagesstunde waren ihm gleich; er hatte zu hoffen aufgehört. Auch trug er nie eine Uhr bei sich. Wozu hätte sie ihm nützen sollen? Wer nichts mehr von der Zeit erwartet, dem ist es gleich, ob die Glocke zwölf oder sechs schlägt. Die einzigen lebenden Wesen, mit denen Herr Müller in Verkehr stand, waren ein alter Diener und ein Pudel, dem aber ein Bein fehlte. Beide wichen ihrem Herrn nicht von der Seite, obgleich der Diener nie einen Auftrag, der Pudel, außer einem stillen Blick nach der Stelle, wo er des Beins ermangelte, nie eine Liebkosung erhielt. Unglückliche waren die alleinigen Gegenstände, die Herrn Müllers Aufmerksamkeit

auf sich zogen. Konnte er ihrer Noth abhelfen, so that er's, ohne weiter etwas zu sagen, wo nicht, so gieng er vorüber.

Den Vesuv hatte er schon bestiegen, aber nicht sein Wille, ein Zufall hatte ihn dazu gebracht. Von Herkulanum hingegen wollte er nichts hören, und er hatte sich nur unter der Bedingung von seinen Landsleuten bereden lassen, ihr Wegweiser zu seyn, daß sie nicht in ihn dringen würden, sie nach Herkulanum zu begleiten. Jacob, so hieß der alte Diener, mein Pudel und ich wissen schon, wie es unter der Erde aussieht. Seine Worte waren den Jünglingen ein Räthsel, keiner wagte es jedoch, sich eine Erklärung zu erbitten.

Als man zu Portici anlangte, wurde der Kastellan ersucht, das Museum zu öffnen. Man besah die ausgegrabenen Schätze, zuerst mit Neugierde, dann mit Wehmuth. Der Jüngste aus der Gesellschaft ließ auf eine Lampe, die unter den übrigen Seltenheiten aus Pompeji aufgestellt war, eine Zähre fallen. Her Müller, der es bemerkte, drückte dem Jüngling die Hand, und sagte: die Menschen, die unter dem Schutt liegen, sind vergessen, die haben nicht wieder auf die Erde zurückgebracht werden können, (hier sah er sich nach seinem Pudel um, der sich zu ihm aufhob und ihm die Hand leckte. Der alte Diener trat näher, Herr Müller lehnte sich auf seine Schulter und verließ das Zimmer).

Der Schmerz, den dies Herz in sich verschließt, (sprach der Jüngling, mit dem Herr Müller geredet hatte) muß grenzenlos seyn.

Man mochte etwa noch eine halbe Stunde in dem Zimmer verweilt haben, als zwei Fackelträger eintraten, die Gesellschaft abzuholen. Herr Müller folgte nach, und erbot sich, zu Aller Erstaunen, mitzugehen. Ich habe nach sechs Jahren (redete er die Jünglinge an,) heute zum erstenmal wieder meinem Herzen Gehör gegeben, und der Vergangenheit gedacht; mir ist leichter — wenn Ihr wollt, so steige ich mit Euch in das Todtenreich, dem Ihr Euch anvertrauen wollt; seht zu, wie es Euch ergeht.

Die Gesellschaft folgte den beiden Führern, die in eine Nebenstraße einbogen, vor einer hölzernen Thüre still hielten, ihre Fackeln anzündeten, und einen Dritten, der sich zu ihnen gesellt hatte, absandten, die Schlüssel zu holen. Die Jünglinge standen unterdessen erwartungsvoll um die verschlossene Thür her; Herr Müller sah starr vor sich hin, sein Diener ihm zur Seite, sein Pudel ihm so nahe wie möglich.

Die Gasse, wo die Gesellschaft ausruhete, stand mit zwei Hauptstraßen in Verbindung, so daß ein unaufhörliches Getöse das Auf- und Niederwogen einer Menge von Menschen kund that, die ihren Geschäften nachgiengen, ohne der Leichen zu gedenken, über die ihr Weg sie

führte. Gleich eifrig bemüht, Schätze zu sammeln, waren einst die Bewohner von Herkulanum, ohne zu argwöhnen, daß in wenig Minuten ein Jeder das Seine auf ewig werde dahinten lassen müssen, daß Aller Haabe, Leben und Vermögen, Kinder, Gattin, Vater, Mutter und Geschwister, kurz Alles, was ein Jeder sein nannte, so wie er selber, im nächsten Augenblick eine Beute des Grabes seyn, daß ewige Nacht seine und der Seinen Gebeine decken, ewige Finsterniß alle seine Güter verschlingen werde.

Der Mann, der abgesandt war, die Schlüssel zu holen, war zurückgekehrt. Die Jünglinge drängten sich näher an die Fackelträger. Die Thür ward geöffnet. Ein schmaler Eingang führte zu dem Schlund, der vor ihnen lag. Der eine Fackelträger trat voraus, ihm folgte der zweite, hinter diesem giengen die Jünglinge, Herr Müller auf seinen Diener gestützt, schloß den Reihen. Der Stufengang, der zu den ehemaligen Wohnungen der Herkulaner führte, ward immer enger. Man glaubte weniger in eine vor Zeiten blühende Stadt hinabzusteigen, als in einem Bergwerk umher zu wandern, so schmal und niedrig waren die Gänge, durch die unsere Reisende geführt wurden; denn die Lava, die Herkulanum verschüttete, widersteht dem Meisel, als wäre sie Urgestein, ob sie gleich anfangs so flüßig wie geschmolzenes Erz daherzieht. Endlich ward der Pfad, nachdem er an einem Brunnen vorbeigeführt, der aber nicht wie die gewöhnlichen Brunnen eine Einsicht in die Tiefe, sondern einen Aufblick in die Höhe nachwies, und die erste Veranlassung zur Entdeckung der verschütteten Stadt des Herkules gegeben hatte, etwas gemächlicher; man befand sich vor einem, jetzt in ewige Nacht verhüllten, ehemals aber von der Sonne beschienenen Theater — indessen aufs neue wieder dergestalt beengt und von schwarzem Gestein eingeschlossen, daß man eher in ein Grab versenkt, als vor einem dem Vergnügen geweihten Orte zu stehen glaubte, wo einst die Freude ihr Spiel getrieben, die Zuschauer umgaukelt und in Wonne versetzt hatte. Die Gänge vor- und rückwärts um das Theater her waren so düster, daß wenn man den Fackelträgern nicht auf den Fuß nachfolgte, bange Schauer, Angst und Beklommenheit den Athem in der Brust zum Stocken brachten, und man sich von ganzem Herzen nach der Oberwelt zurücksehnte. Auch schickte sich die Gesellschaft an, einen so grauenvollen Aufenthalt zu verlassen, als plötzlich Herr Müller von einer Bank, auf die er sich, in schwarze Betrachtungen vertieft, gesetzt hatte, zur Erde sank, ohne weiter ein Lebensmerkmal von sich zu geben. Der Raum, in den er zu liegen kam, war so enge, daß außer seinem Diener ihm Niemand Beistand leisten konnte. Der ehrliche Mensch lud seinen Herrn auf die Schulter und trug ihn so lange allein,

bis der Weg breiter zu werden anfieng, und mehr Hände sich um den in Ohnmacht Gesunkenen geschäftig beweisen konnten. Herr Müller war kaum an die freie Luft gebracht, so schlug er die Augen auf. Die Jünglinge, hocherfreut wieder Zeichen des Lebens an ihm zu gewahren, standen um ihn her, und erwarteten den Augenblick, wo ihr Reisegefährte sich gänzlich erholt haben würde. Es währte nicht lange, so hob sich Herr Müller in die Höhe, und dankte den Umstehenden für ihre Theilnahme. Ich hätte das vorher wissen sollen, (redete er den ihm zunächststehenden an,) ich war zu wenig vorbereitet auf ein zweites Begräbniß bei lebendigem Leibe. Die Gesellschaft bat ihn, sich zu schonen, er aber versicherte, daß er sich gänzlich wieder hergestellt fühle, und jeden Augenblick bereit sey, die Reise weiter mit ihnen fortzusetzen.

Die Maulthiere, welche die Reisenden auf den Vesuv tragen sollten, standen gesattelt an der Ecke der Straße, wo der Weg von Portici abgeht und nach dem Berg einlenket; es gebrauchte daher keiner langen Zeit, um reisefertig zu seyn. Die Herren schwangen sich auf den Rücken dieser Thiere, und zogen so, die Führer voraus, immer Einer hinter dem Andern her. Bald hatten sie den Fuß des Berges erreicht, und da Herr Müller sich gänzlich erholt zu haben, ja sogar heiterer wie gewöhnlich zu seyn schien, so ritt einer von den Jünglingen zu ihm hin, und fragte bescheiden: ob es ihnen denn durch nichts gelingen könnte, sein Vertrauen zu gewinnen, und ihn zu bewegen, ihnen so viel von seiner Lebensgeschichte mitzutheilen, als ihm gefällig wäre. Herr Müller versprach es; es soll geschehen, (versetzte er,) aber auf dem Berge, bei dem ersten Krater, der vielleicht die Quelle ist, die mir das Elend bereitet hat, das mir Alles geraubt, und mich, der ich einst so glücklich war, zum unglücklichsten Menschen gemacht hat, den die Erde trägt! Dort will ich nach sechs Jahren meinem Herzen Luft machen und an Freundes Brust weinen ... (hier brach Herr Müller plötzlich ab, seine Augen standen voll Thränen, seine Brust hob sich gewaltsam, sein Athem fieng an zu stocken, und man sah es ihm an, daß er einer zweiten Ohnmacht nahe war).

Die Jünglinge hielten ihre Thiere an, erboten sich, die Reise für heute einzustellen, und anstatt, wie verabredet war, die Nacht auf dem Vesuv zuzubringen, nach Portici, oder wenn es ihm lieber sey, selbst nach Neapel mit ihm zurückzukehren. Herr Müller verbat beides, und versicherte, ihm sei wieder ganz wohl. Der Zug setzte sich hierauf in Bewegung, und die herrlichen Naturumgebungen, die immer weiter sich ausbreitende Gegend, in die man aufstieg, goß neues Leben und neuen Jubel in die Herzen der Jünglinge, die sich von den Naturschön-

heiten, welche sich in immer reicherem Maaß um sie her entfalteten, so ergriffen fühlten, daß Einer nach dem Andern ausrief: Gott, welch' eine Pracht!

In kurzer Zeit war man bei dem Einsiedler angelangt, wo die Gesellschaft abstieg, sich niedersetzte, und um sich zu stärken, einige Erfrischungen zu sich nahm, denn von hieraus kann die Reise nicht anders als zu Fuß fortgesetzt werden, und volle fünf Viertelstunden sind erforderlich, um den Aschenhügel bis zum ersten Krater zu ersteigen, obgleich der Rückweg in zwölf Minuten zurückgelegt wird.

Die Jünglinge weideten, während der Einsiedler die Gläser füllte, ihre Augen an der Gegend, denn die offene See gewährt hier eine Aussicht, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat, die bei Konstantinopel und vom Libanon herab ausgenommen. Zur rechten Seite übersieht man Neapel und die Kamaldulesen, hinter denen das Kap Misene, die Insel Iskia und Procida sich erheben, dabei die Vorspitze vom Pausilip und das Grab Virgils, sammt der Insel Nisida. In gerader Richtung hat der Reisende Capri vor sich, während links die Straße, die nach Sicilien führt, hervortritt, wie sie an Sorent und Castel a Mare vorbeizieht. Ein ewiger Farbenwechsel macht beim Sonnenlicht aus dem Meere einen Blüthengarten, so daß die Wasserfläche die unübersehbar dem Auge vorliegt, nicht weniger ein Paradies zu seyn scheint, wie das feste Land, sammt den verschiedenen Inselgruppen, wie sie in ihrer himmlischen Beleuchtung sich hervorheben.

Nach Verlauf von einer Stunde brach die Gesellschaft von ihren Sitzen auf, und in wenig Minuten stand man vor dem Aschenhügel, der erstiegen werden sollte. Mühsam, aber belohnend ist der Weg; denn immer reizender wird die Aussicht, je höher man sich über das Meer erhebt.

Der erste Krater, bei dem man jetzt anlangte, ist der merkwürdigste, und eben so auch der bunten Farbenmischungen in seinem Innern wegen, wo ein ewiges Gelb und Grün mit einander wechselt, der sehenswürdigste.

Herr Müller hatte seinen Freunden hier seine Geschichte versprochen. Allein die Führer schlugen vor, erst an den beiden höher liegenden Kratern vorbeizuziehen, wo das Auge zwar weniger Ruhepunkte findet, da der ewige Rauch, der aus dem Kessel aufsteigt, alles um den Wanderer her, so wie ihn selbst in dichte Wolken verhüllt; des Erstaunenswürdigen aber demohnerachtet genug übrig bleibt, die Mühe und Gefahr bei der Umgehung auf einer oft keine zwei Zoll dicken Erdkruste reichlich zu vergelten. Die Gesellschaft mochte zu diesem Umgang

etwa einige Stunden gebraucht haben, als sie wieder bei dem Krater anlangte, wo ausgeruht werden sollte.

Es wurden zu dem Ende solche Stellen ausgesucht, wo man nicht nur ohne Gefahr, sich die Kleider zu verbrennen, sondern auch bequem niedersitzen, und dem hie und da aufsteigenden Rauch mit Gemächlichkeit zusehen konnte.

Die Führer hatten sich an einer andern Seite gelagert, um zu zechen, wie gemeines Volk der Aussicht den Rücken zukehrend. Die Jünglinge saßen dicht um ihren Freund her.

Wo ich geboren bin, hub dieser an, und wie die Eltern hießen, die mich ins Daseyn riefen, gehört nicht zur Sache. Genug, wenn ich Euch sage, daß ich nicht aus niedrigem Stande erzeugt bin; nicht als wenn der vornehm Geborne darum auch immer der besser Geborne wäre, sondern damit Ihr gleich vom Anfange an wissen möget, daß ich, wie aller vornehmen Leute Kinder, in früher Jugend einer Freiheit genoß, die mir zu nichts nütze war, um später der beraubt zu leben, die allein die innern Anlagen zur Reife bringt: ich hatte zu befehlen, wo ich hätte gehorchen sollen, und sah mich zum Gehorsam verpflichtet, wo es mir hätte vergönnt seyn sollen, mich nach eigener Weise zu entfalten. So wuchs ich heran, und nahm bereits im sechszehnten Jahre Gefühle bei mir wahr, denen es erst dem Manne ziemt, Gehör zu geben. Allein eben dieser Gefühle wegen, glaubte ich ein Mann zu seyn, und ließ mir nichts von der Verbindlichkeit träumen, ihnen Widerstand zu leisten. Ich liebte eine junge Amerikanerin, die gegen uns über wohnte, mit all der Leidenschaft, welche die erste Liebe zur Begleiterin hat. Meine Eltern achteten nicht darauf, denn es fiel ihnen nicht ein, daß ihr Sohn, dessen Erziehung sie sich so viel hatten kosten lassen, dem ihr Einfluß bei Hof so glänzende Aussichten öffnete, sich so sehr würde vergessen können, daß er seine Neigung einer Bürgerlichen zukehre. Sie hielten meinen Umgang mit Fanny für einen erlaubten Zeitvertreib, und waren daher nicht wenig erstaunt, als ich eines Morgens unvermuthet in ihr Zimmer trat, und um ihre Einwilligung zu unserer Verbindung nachsuchte, die mir darum auch so rund und bestimmt abgeschlagen wurde, daß mir keine Hoffnung blieb, je in der Denkungsart meiner Eltern eine Veränderung zu bewirken.

Ich entführte Fanny und flüchtete mit ihr zu einem alten Oheim, der immer großes Wohlgefallen an mir gehabt hatte. Er mißbilligte den Schritt, den ich gethan; da aber Fanny mir einmal angetraut war, und ein Pfand unserer Liebe unter ihrem Herzen trug, auch ihr Liebreiz, ihr sanftes, weibliches Wesen, meinen Oheim täglich mehr für sie einnahmen, so unterzog er sich, den Versuch zu machen, mich mit mei-

nem Vater auszusöhnen. Die Unterhandlung lief fruchtlos ab. Mein Vater warf mir einen Jahrgehalt aus, starb aber bald darauf vor Gram. Meiner Mutter hatte meine heimliche Entweichung mit Fanny schon ein Jahr zuvor das Herz gebrochen.

Ich sah mich jetzt zwar im Besitze meiner Wünsche, ja im Besitze des höchsten Guts, denn meine Fanny war die Liebe selbst, und hatte keinen andern Gedanken, wie mein Glück; allein ihrem Scharfblick entgieng der geheime Gram nicht, der mich verzehrte, und die Vorwürfe die sie sich darüber machte, die Ursache meines Kummers, ja wenn gleich ohne ihr Verschulden, Ursache an dem Tode zweier Menschen zu seyn, die ohne ihre Dazwischenkunft, an dem Glücke ihres Sohnes nach ihrer Weise sich hätten weiden können, brachten sie dem Grabe, mich der Verzweiflung nahe: so wenig trägt dem Menschen ein Glück Früchte, das auf die Verletzung höherer Pflichten gebaut ist.

Sie genas, und wir verlebten nun acht selige Jahre mit einander, in denen sie mir drei Kinder gebar, einen Sohn, eine Tochter, und dann wieder einen Sohn. Während sie mit dem letzten schwanger gieng, besuchte uns ein alter Bekannter, der in den letzten Zeiten viel um meinen Vater gewesen war. Von diesem erfuhr ich zuerst recht, wie unglücklich meine Flucht meinen Vater gemacht hatte. In der frühern Zeit ergriff ihn der Jammer über mich, und den Einsturz der Hoffnungen, die sein Stolz auf mich gebaut hatte, oft dergestalt, daß er alle Besinnung verlor, mir und meiner Nachkommenschaft fluchte, und Gott um die Vertilgung eines Geschlechtes bat, das ich, seiner Meinung nach, so gewaltig entehrt hatte. Meine Mutter, sanfteren Gemüthes, versuchte vergeblich die Verwünschungen, die mein Vater in seinem Zorn über mich ausstieß, durch ihr Gebet zu entkräften, sie erreichten das Ohr des Allmächtigen früher als ihre Fürbitten, der, ehe sie anlangten, schon den Richtern, deren Amt es ist, zürnender Väter Flüche in Erfüllung zu setzen, den Auftrag ertheilt hatte, mir nach Verdienst zu vergelten.

Durch die Erzählung von dem Gemüthszustande, in den meine Verbindung mit Fanny meinen Vater versetzt hatte, wurde meine Niedergeschlagenheit in bange Schwermuth verwandelt, die um so höher stieg, als meine Frau von Zeit zu Zeit von einem Traum gequält wurde, der ihre, so wie meine Einbildungskraft, mit den schrecklichsten Bildern anfüllte, die um so peinigender und unvertilgbarer wurden, als eine vorüberziehende Wahrsagerin uns eines Abends eben das Schicksal prophezeihte, worauf der Traum meiner Frau anspielte.

Um uns zu zerstreuen, beschlossen wir eine Reise; allein das Geschick ließ uns gerade das Land wählen, das ausersehen war, meinen

Vater Genugthuung zu verschaffen, und den Traum meiner Frau, so wie die Deutung der Wahrsagerin in Erfüllung zu bringen. Wir giengen in die Schweiz, wo wir einige Jahre zubringen, und von Zeit zu Zeit Fußreisen in die kleineren Kantons vornehmen wollten.

Das erste Jahr verstrich, ohne daß irgend ein Zufall den Frieden, in dem wir lebten, unterbrochen hätte. Wir hatten es dazu benutzt, die merkwürdigsten Gegenden dieses Hochlandes näher kennen zu lernen: hatten den Gotthard bestiegen, das Pfeffersbad und die Via mala besucht, einen Abstecher nach Chamouni gemacht, und himmlische Tage an den Ufern des Genfer Sees verlebt.

Des Traumes meiner Frau, und seiner Deutung, die uns vor zwei Jahren so geängstigt hatten, und Ursache waren, daß wir die Reise nach der Schweiz vornahmen, wurde jetzt selten mehr gedacht: als der Bergsturz bei Goldau alle Schrecknisse, in die der unselige Traum uns versetzt hatte, auf's neue über uns brachte.

Schon standen wir im Begriff, die Schweiz zu verlassen, und meiner Fanny schien eher kein Friede vergönnt, bis es geschehen seyn würde, als ein Freund, der die Besorgnisse, den Fluch unsers Vaters, wie es der Traum angedeutet, früher oder später an uns in Erfüllung gehen zu sehen, kannte, uns dadurch zu beruhigen suchte, und zu längerm Bleiben beredete, daß er uns aus der Aehnlichkeit des Unglücks bei Goldau mit dem Traum meiner Frau bewies, ihr Traum sei aus, und es stünde daher für uns weiter nichts zu besorgen. Er unterstützte seine Behauptung aus mehreren Stellen in unserm Tagebuch, die nachwiesen, daß wir um eben die Zeit, als das Unglück bei Goldau sich ergab, eine Reise dahin vorhatten, um von dort aus den Rygbi zu besteigen, die durch einen Zufall unterblieb, der uns nach seiner Meinung für immer beruhigen, und keine weitere Besorgnisse in unserer Seele aufkommen lassen sollte. Wir hätten fortan nichts mehr zu fürchten, unser Vater sei versöhnt, und habe uns verziehen. Wir ließen uns bereden, und maßen den Vorstellungen unseres Freundes Glauben bei. Aber kein sterbliches Wesen entgeht seinem Schicksal. Die Schweiz war einmal zum Racheschwert über mich ausersehen.

Anstatt uns den Zufall, der uns gerettet, zur Warnung dienen zu lassen, sollte eben er es seyn, der meine Fanny dem Grabe zuführte. Wir beschlossen die Reise nach dem Rygbi nicht länger zu verschieben, bestellten Pferde und einen Wegweiser, verließen Zürich und brachten die nächste Nacht auf dem Albis zu, stiegen den andern Morgen von da nach Zug herab, schifften über den See, und schlugen die zweite Nacht unser Lager auf dem Rygbi, in einem der vier Wirthshäuser zunächst dem Kloster, auf. Wir bestiegen am nächsten Morgen den Kulm.

und kehrten von der unbeschreiblichen Aussicht, deren wir dort genossen, so befriedigt zurück, daß wir den Vorsatz faßten, eine ganze Woche auf dem Rhighi zuzubringen. Nach ihrem Verlauf verlängerten wir den Termin, und zwar vorzüglich einer Grotte wegen, die wir auf der Seite nach Wagis zu ausfindig gemacht hatten, und die eben deswegen, daß wir sie ausfindig gemacht hatten, Fanny und mir ein Paradies zu seyn schien.

Schon hatte meine Frau drei Tage hintereinander unser Abendbrod dahin bringen lassen, als ein Abend, wie wir noch keinen in der Schweiz verlebt, uns ein viertesmal dort zu speisen einlud. Wir sandten den Diener mit unserm jüngsten Sohne voraus, die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Der Kleine war dem Alten mit Leib und Seele zugethan, und wollte überall, wo Jakob hingieng, mitgehen. Meine Frau, ich, Karl und Jette folgten nach. Auf dem Wege nach der Grotte befiel Fanny eine Schwermuth, die ich in dem Grade noch nie wahrgenommen hatte. Die Kinder sprangen vor uns her. Meine Frau stand mehreremale still. Thränen, groß wie Perlen, flossen über ihre Wangen und benetzten die meinigen; sie hielt mich umschlungen als ob ein naher Abschied, oder sonst ein Unglück, uns bevorstände.

Als wir bei der Grotte anlangten, war zwar alles zu unserm Empfang in Bereitschaft, aber Fritz und Jakob fehlten. Jette versicherte, sie würden gewiß wieder auf die Schmetterlingsjagd ausgegangen seyn. Wir setzten uns, des herrlichen Abends zu genießen. Nie sah ich die Fluren noch so grün. Des Himmels Blau, der Berge Rosenlicht spiegelte sich so lieblich in dem See, es prangte der Wiesen Schmelz so bunt und feurig, die Heerden zogen so still und wonniglich durch den Gau, daß Fanny und ich nichts wie Entzücken athmeten; jedes saß still vor sich hinsehend in namenlose Seligkeit verlohren, und dankte Gott, daß er die Welt so schön gemacht. Meine Frau brach zuerst das Schweigen. Wo nur Fritz bleiben mag, (sprach sie ängstlich besorgt.) Sey unbekümmert, (entgegnete ich ihr,) Jakob läßt den Kleinen keinen Schaden nehmen. Ich bins, (erwiederte sie,) und dennoch befällt mich eine Angst, von der ich mir keine Rechenschaft zu geben weiß! Wann werden wir in der Heimath erst wieder so beisammen sitzen? Bald, gute Fanny, sobald Du willst, Du weißt ja, daß wir mit Anfang des nächsten Monats zurückkehren wollen. Wollen, aber werden wir auch ausführen, was beschlossen ist? Warum nicht, was kann uns hindern? Scheide doch einmal von der ewigen Sorge die Dein Gemüth belastet, tauche nicht jeden Deiner Gedanken in bange Schwermuth. Der ehrt die Götter, wie er soll, der ihnen traut. Kehre den Blick von Deinem Innern auf die Außenwelt. Sahest Du je so viel

Pracht um Dich her verbreitet, je noch eine Gegend mit so viel Reiz geschmückt? Welch' eine Beleuchtung! Der Sonne Gluth, wie röthet sie der Berge Gipfel, wie rein die Nähe wie die Ferne, jeder Umriß wie klar, wie scharf! Auch nicht ein Lüftchen kreiselt die Spiegelfläche, in der die Gegend ein zweitesmal vor uns liegt; nichts verwirrt die Gegenstände, wie sie in buntem Lichtgemisch zu unsern Füßen ruhen, so getreu und ähnlich dem Urbilde, als sollte der Tiefe ein zweites Gebirg entsteigen. Der Klang der Abendglocke aus fernen Dörfern unterbricht allein die Stille die uns umgiebt, ein Bild des Friedens und der Ewigkeit. Wo sich der Blick verweilt, ergreift und hebt ihn neue Schönheit. Nichts lähmt, nichts hemmt des Geistes Aufschwung! gleich einem reichbeladenen Schiffe, das von frischem Wind getrieben, der sichern Fahrt gewiß dem Hafen zusteuert, so führt der heutige Abend uns mit sich fort, und hat, (fiel Fanny mit beklommener Stimme mir in's Wort,) uns vielleicht dem Hafen näher schon gebracht, als wir's vermeinen. Ich erschrack, doch vermochte ihre weissagende Stimme der Freude Gluth in mir nicht zum Erlöschen zu bringen, ich fühlte mich nun einmal so froh, so selig; darum (fuhr ich fort, indem ich sie an meine Brust drückte,) Weib meines Herzens, Mutter meiner Kinder, scheide doch von dem Trübsinne, der Dich verzehrt, und theile die Wonne mit mir, die mich durchströmt! ich bin versenkt in einem Meer von Seligkeit, es schlagen seine Wellen über mir zusammen, an Deiner Brust genieße ich der Erde höchste Lust, mein ist die Welt, mein Du, mein die Kinder, die Du mir geboren; o selig, wem der Himmel ein Geschick beschieden hat wie das meine. Sie schlang ihren Arm um meinen Hals. (Karl und Jette bewegt, wie wir, ohne zu wissen was sie fühlten, theilten unser Entzücken, und mischten ihre unschuldigen Küsse unter die unsrigen.) Diese Felsenhöhle, so still und abgeschieden von der Welt, gleich einem himmlischen Gemüth, das alles aus und durch sich selber ist; o laß uns ewig Hütten bauen auf dem Gebirge, das sie trägt. Wenn es nur fester stünde (versetzte sie). Hast Du das Geschick der armen Goldauer schon vergessen! Dort unten liegen sie begraben, des Tages Licht erlosch ihnen, als sie's am wenigsten erwarteten. (Beschluß folgt.)

Wissenswürdigkeiten aus der neuesten deutschen Literatur.

(Beschluß. S. d. vorige Stück).

An sonderbaren Titeln ist uns (im letzten Leipziger Ostermeßcatalog) aufgefallen: Athenstädt, Europa und sein Monarchenthum,

oder geheime Politik der Staaten aus der Moral und Rechtsphiloso-phie. Versuch einer politischen Glückseligkeitslehre für alle Stände. 2 Theile. — Krähwinkler Blätter, oder bildliche Darstellung doppelsinniger Deutscher Redensarten. — Buquoy, Auswahl des leichter Aufzufassenden aus meinen Schriften. — Neues Conversations-Lexikon zur Kenntniß der berüchtigsten Gauner und Spitzbuben neuerer Zeit. — Studentikoses Conversations-Lexikon (worin auch die Redensarten der Studenten alphabetisch geordnet und erklärt werden). — Die Freimaurerei in einer Nuß. — Der Hochzeitlader oder Einladung zur Hochzeit. 2te Auflage — Kaleidoskop, oder unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Ehestandsfarben, von einem Autor in Hirthemd und Holzschuhen aus Schwyz. — Ueber Mangel an Predigt-Entwürfen darf fortan kein Geistlicher klagen: ein Amtsbruder hat deren nicht weniger als 6061 über Sonn- und Festtags-Evangelien aus den Werken der besten Kanzelredner kompilirt (S Kaiser, 6061 Themata). Daß die Literatur für alles sorgt, sieht man unter der Rubrik Kunst, wo sich auch die, „Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden" nicht etwa für Damen, dafür ist längst gesorgt, sondern für „junge Herren" findet. Neben der Kunst „lange zu leben" nimmt sich die Kunst „Testamente zu machen" ganz artig aus. Die Kunst „zu lieben" hat zur Nachbarin, die Kunst „in Pappe zu arbeiten." — Noch zum Schluß einige kurze Notizen. Castelli schenkt uns: „Lebensklugheit in Haselnüssen, oder 1000 Sprichwörter in neuem Gewand." Feßler schließt mit dem 10ten Bande sein Werk über die Geschichte der Ungern. v. Gagern giebt uns eine neue, mit dem zweiten Band vermehrte Ausgabe seiner Nationalgeschichte der Deutschen. Von den Memoiren der Frau v. Genlis drohen zwei Uebersetzungen. Auch Barante's weitschweifige Kompilation aus den Chroniken soll im Deutschen langweilen. Der Sprachpurist Kolbe erzählt seinen Lebenslauf und Radlof zeigt, daß er noch lebe, durch neue deutschkundliche Forschungen. Homers Hymnen hat Dr. Schwenk, Youngs Nachtgedanken Graf Bentzel-Sternau metrisch übertragen. Von dem aufgefundenen Werk Miltons erscheint zu Leipzig ein Abdruck. Dr. Mises, der Verfasser von Stapelia mixta, liefert eine „vergleichende Anatomie der Engel." Von Müllners vermischten Schriften erfreut der zweite Band so wie von der Hammelburger Reise die siebente Fahrt. Spittler's Schriften kündigt Cotta an; ob nur eine Sammlung der kleinen in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen oder der sämmtlichen Werke des großen Historikers, ist nicht zu ersehen.